

„Zu Bethlehem in Judäa . . .“

Von GEORG WALDMANN S. J.

Die Wochen vor Weihnachten sind von einer allgemeinen, lichterhellen Geschäftigkeit erfüllt. Und offenbar machen diese Festvorbereitungen nicht wenige Menschen froher als die kommenden Feiertage selbst. Man mag gegen den bekannten Advents-„Betrieb“ viele und sehr berechtigte Bedenken vorbringen. Er hat trotz allem etwas in sich, das unser Herz überraschen und ergreifen muß. Oder ist es denn nicht erstaunlich, daß es heute überhaupt noch ein Fest gibt, dem sich eigentlich niemand völlig entziehen kann? Tut es uns nicht ein wenig wohl, daß auf dem Weihnachtsmarkt das „Geschäft“ nicht ganz so nackt und gierig wie sonst erscheinen darf? Können wir nicht selbst darin noch die große innere Macht dieses Festes spüren, daß in der Heiligen Nacht mancher angeblich ungläubige Mensch die Einsamkeit und Bitterkeit und Armut seines Lebens schwerer als in anderen Stunden empfindet? — Diese Überlegungen ändern aber nichts an der Tatsache, daß Weihnachten immer leerer und enttäuschender werden muß, je weniger wir sein religiöses Geheimnis ahnen und annehmen.

Vor zehn Jahren endete der zweite Weltkrieg. Fast die gleiche Zeit war seit dem Dreißigjährigen Krieg vergangen, als Angelus Silesius in seinem Cherubinischen Wandersmann schrieb:

„Merk: in der stillen Nacht wird Gott, ein Kind, gebor'n
Und wiederum ersetzt, was Adam hat verlor'n:
Ist deine Seele still und dem Geschöpfe Nacht,
So wird Gott in dir Mensch und alles wiederbracht.“

Es kann nur der Mensch eine wahre Weihnacht feiern, der sich diesem Gotteswunder von Bethlehem gläubig öffnet. Wenn in der Herberge meines Herzens für Jesus kein Platz mehr ist, dann gleiche ich einem Menschen, der ein Fest feiern will und seinem Gast die Tür versperrt.

Wir nennen Weihnachten das Fest des Lichtes. Ohne das strahlende Kind in der Krippe wird die Heilige Nacht sternenlos. Keine Kerze, die wir draußen anzünden, vermag uns je innerlich zu erleuchten. Tausend Lichter mögen ein menschliches Gesicht anstrahlen. Noch während ihre vom Wachs genährte Flamme brennt, kann es geschehen, daß sie in der tiefen, dunklen Hoffnungslosigkeit eines Herzens schon ertrunken ist. Die Lichter, die wir Menschen anzünden, beglücken nur dann unsere Seele, wenn sie Zeichen eines göttlichen Lichtes sein dürfen, das in die finstere Welt gekommen ist.

Wir nennen Weihnachten gerne das Fest der Kinder. Ohne das Christkind

wird dieser Tag sehr fragwürdig. Mit der albernen Phantasterei vom „Weihnachtsmann“ kann man keinem Kinde die Freude geben, die seine naturhaft religiöse Sehnsucht erwartet. Das göttliche Kind ist Wirklichkeit. Es geschah wahrhaftig in den Tagen des Kaisers Augustus, daß die Jungfrau Maria ihren Sohn gebär und ihn mitten in dieser kalten Welt in Windeln wickelte. Diese geschichtliche Realität des menschengewordenen Gottes schenkt eine echte und rettende Freude. — Erinnern wir uns an die Weihnachtsgeschichte von Dostojewskij: Ein armer Knabe erfriert in der Heiligen Nacht hinter einem Holzstapel. Aber noch im Todestraum darf er die Stimme des Christkinds hören: Komm mit mir, Knabe! — Dieses erfrorene Kind ist das Zeichen aller Menschenkinder, die an der kalten Herzlosigkeit der Welt zugrundegehen. Wenn es kein Christkind gibt, dann kann uns kein Philosoph und kein Revolutionär überzeugend sagen, warum wir eigentlich leben und leiden müssen und warum wir trotz allem lieben wollen.

Gott kommt in dem beglückenden Liebreiz eines Kindes zu uns. Aber — man muß selbst im Herzen ein Kind sein, um sich an dieser göttlichen Kindlichkeit zum Heile freuen zu können. Es gibt auch eine falsche Freude an der Krippe und an den süßen Schälmeien der Hirten. Eine glaubensstarke Zeit durfte sich viel unbekümmerter und kühner vom Gemüte führen lassen als wir. Der Glaube gab dem Gemüt Tiefe und Sicherheit. Eine glaubensschwache Zeit ist in Gefahr, die Närrin ihrer Gefühle zu werden. Während des letzten Krieges gestand ein junger Mensch, der Weihnachtsurlaub erhielt: „An das Christkind glaube ich nicht mehr. Also bleibt mir in diesen Tagen nichts anderes übrig, als mich zu betrinken.“ Eine solche Konsequenz wirkt erschreckend. Aber wer weiß, ob dieser primitiv ehrliche Mann nicht der wahren Weihnacht näher war, als viele Gedankenlose, die ihren Unglauben mit einer seichten und sentimental religiösen Rührung verdecken?

Wir nennen Weihnachten das Fest des Schenkens. Ohne den Reichtum des Sohnes auf den Armen Marias offenbaren unsere Geschenke nur, wie arm wir im Grunde sind. Wir mögen uns und anderen geben, was wir wollen. . . Wenn wir nicht etwas von der Liebe Gottes schenken dürfen, dann bleibt alles übrige ein Bettel.

Es ist nicht gleichgültig, wie ich Weihnachten feiere. Christus ist immer Entscheidung. Schon das schweigende Kind in der Krippe ist „gesetzt zur Auferstehung und zum Falle“. Man muß bereits am Heiligen Abend das überhebliche Disputieren mit Gott aufgeben. Sonst wird der Glaube an das Ärgernis des Karfreitags unmöglich.

Weihnachten ist keine kurze, kleine Ergötzlichkeit, die man sich aus den Schaufenstern der Welt kauft und nach dem Feste wieder umtauscht. Der Mensch muß immer wieder wie die Hirten nach Bethlehem „gehen und schauen, was dort geschah und was der Herr uns verkünden ließ“. Nur in der Gemeinschaft jener heiligen Menschen, die gläubig das neugeborene Kind suchten, finden wir die Liebe, die unsere Seele froh macht.

An der Krippe des Herrn kniet Maria. Warum wurde diese Jungfrau mit

Seele und Leib die Mutter des Welterlösers? Weil sie sich bedingungslos der allmächtigen Liebe Gottes auslieferte. „Siehe, ich bin Magd des Herrn! Mir geschehe nach deinem Wort!“ Auch Maria hatte zuerst eine recht menschliche Frage. „Wie soll das geschehen, da ich doch von keinem Manne weiß?“ Als der Engel sie aber erinnerte: „Bei Gott ist kein Ding unmöglich“, da gab sie das Fragen auf und überlieferte sich dem Wunder wie ein staunendes Kind. „Selig die Armen im Geiste . . .!“

An der Krippe begegnet uns Josef. Still steht dieser Mann im Hintergrund. Die Menschwerdung Gottes geschieht ohne ihn. Er kann nur einen Augenblick lang erschrecken und unsicher werden, weil seine Ehre und Liebe zerstört scheinen. Er ist doch der Mann dieser Jungfrau und er ist trotzdem nicht der Vater dieses Kindes. Josef muß dem Engel glauben und dem Wunder dienen. Der Mensch und seine Tat gelten hier nichts. Gottes Liebe ist alles. Trotzdem ist es aber nicht nur um der erfüllten Weissagung willen bedeutsam, daß Josef aus dem Hause Davids, aus altem Königsadel stammt. Nur ein Mensch, der in seiner Seele adelig ist, kann die kindliche und die gekreuzigte Ohnmacht Gottes auf dieser Erde ertragen. Allen Zeiten gibt Gott diese seine Schwäche zur Prüfung des Glaubens auf. Ebenso hilflos wie in der Heiligen Nacht erscheint Christus heute noch im Wort der Schrift, im Sakrament, in der bisweilen so ärgerlichen und lächerlichen Menschlichkeit seiner Kirche und in meinem eigenen kleinen Herzen. Nur der adelige Knecht Josef kann es ein wenig verstehen, daß Gott immer auf dieser Erde in der Schwäche, aber nicht in der Macht der Weisheit und Waffen siegt. „Selig, die den Mut zur Milde haben . . .!“

Von weit her kommen die Weisen aus dem Morgenlande. Sie sehen den Stern und erkennen ihn als Zeichen Gottes. Sie verlassen die Throne ihrer menschlichen Ehre und Größe. Sie wandern wie Toren ins Ungewisse. Sie fragen sich durch wie Verirrte. Aber sie finden dann in Bethlehem die göttliche Gewißheit ihres Heiles.

Die Welt ist immer voll von Zeichen Gottes. Jedes neue Rätsel, das die Natur unserem Geiste aufgibt, — jeder gute Mensch, der uns zum Staunen zwingt, — auch jedes Leid, das uns ängstigt, ist ein Zeichen Gottes. Nun kommt es darauf an, ob ich wie ehemals die Weisen den Mut habe, vielleicht weite Wege zu gehen, ein Leben der Ungewißheit zu wagen, in den Augen der „Bürger“ und der „Realisten“ als ein Törichter zu erscheinen. Ich muß die falschen Kronen meiner Klugheit, meiner Wichtigkeit und meiner „edlen Menschlichkeit“ niederlegen. Nur zu den Füßen des Gottmenschen wird man wirklich Mensch. „Selig, die ein reines Herz haben . . .!“

An die Krippe pilgern alle wahren Gotteskinder der Jahrhunderte. Man muß Weihnachten feiern, wie Franz von Assisi. Im Jahre 1223 errichtet er im Wald von Greccio eine Krippe. Da ist nur ein Stall und ein Ochs und ein Esel. Da ist nur die Armut jener Nacht, in der Jesus geboren wurde. Hier sammelt sich das kleine Volk, das der Heilige ruft. Vom Reichtum der Liebe Gottes, wagt er diesen Armen zu predigen, nicht vom Unrecht, das die Rei-

chen der Erde ihnen antun. Und er selbst geht weinend durch die Wälder, weil Gott so wenig geliebt wird. „Selig, die so trauern können . . .!“

Elisabeth von Thüringen ist die große, geistliche Schwester des heiligen Franz. Auch für sie und ihre kleinen Kinder ist einmal in der Weihnacht kein Platz mehr in der Herberge, in dem Heim auf der Wartburg. Sie geht in die Kirche der Minderbrüder und singt das Te Deum. Sie bleibt die strahlende, die gute Schwester aller, die vom Hunger und Haß und von der Herzlosigkeit gequält werden. „Selig, die durch ihre Liebe den Frieden stiften . . .!“

Es gibt mehr Menschen, als es nach außen hin scheint, die mit einem neuen Heimweh die gottgeschenkte Weihnacht suchen. Es läßt sich nicht gütig beweisen, daß eine hoffnungslose Skepsis die seelische Mitte des heutigen Menschen sei. Wir sind zuinnerst immer noch Kinder. Und wir können nie ganz vergessen, daß wir einen Vater im Himmel haben. Wir wehren uns instinktiv gegen eine tierische Stumpfheit des Lebens. Wir sehnen uns nach dem heiligen und rettenden Spiel mit dem göttlichen Bruder, der auch ein Kind geworden ist. Und jede Kreatur will mit uns spielen. Der Stein und das Wasser, die Blume und das Tier wollen durch uns, durch die Kinder Gottes erfahren, daß die Welt nicht verdammt, sondern erlöst ist. So steht es im Römerbrief.

Spielen kann aber nur ein reiner Mensch! Wer sah je einen Schuldigen wirklich spielen? Er versucht vielleicht, sich im Lärm und Rausch zu betäuben. Zum Spielen aber fehlt ihm der Friede des Herzens. Der Weg zur Krippe führt durch die ehrliche Läuterung des Advents. Dann darf ich spielen auf Flöten und Schalmeyen in *dulci jubilo* mit dem Kind gewordenen Gott. Jetzt kann mich das Spiel mit Gott nicht mehr zerstören. Es macht mich selig! Will jemand von uns eine andere Weihnacht feiern?

Der Frühling der graeco-italienischen Renaissance

Von JEAN DÉCARREAUX

Man schreibt 1453: Konstantinopel ist in die Hand der Türken gefallen und heißt fortan Stribul. Manche meinen, dieses für die westliche Kultur so erschütternde Ereignis sei für den Menschengcist doch nicht ohne Gewinn geblieben. Eine allzu verbreitete Auffassung will, daß der Fall der „von Gott beschützten Stadt“ dadurch, daß er eine Menge Griechen nach Italien führte, dem großartigen italienischen Quattrocento eine ganz eigene Note gegeben habe. Man ist in der Vereinfachung, d. h. in der Verhärtung der geschichtlichen Wahrheit sogar so weit gegangen, im Fall Konstantinopels eine der Ursachen der Renaissance zu sehen. Es fehlt nur noch der volkstümliche Bilderbogen; und es ist tatsächlich erstaunlich, daß die Ikonographie das Bild nicht aufweist, das zu erwarten war: nämlich das Bild eines griechischen Gelehrten, wie er aus der gebrandschatzten Stadt flieht, in den Falten